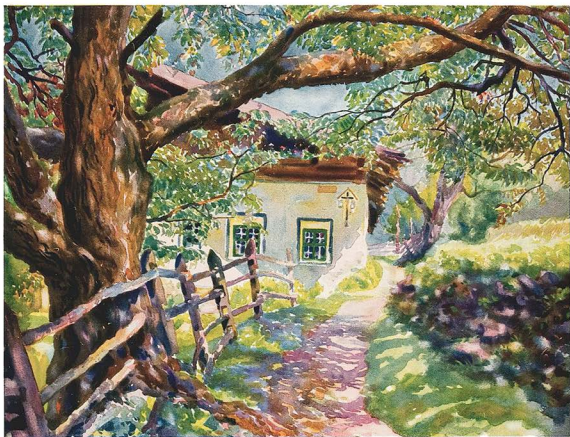


MÜNCHEN | 1937 | NR. 33

PREIS 60 PFENNIG

# Jugend



Einsames Haus

Prof. Fr. Kienmeyer



# Ohm Peter

Von Josef Kamp

In früheren Jahren, da die Bevölkerung noch zu einem geringeren Prozentsatz als heute in der Industrie zu Arbeit und Brot kam, gab es bei uns im Münsterland fast auf jedem Bauernhof den sogenannten „Ohm an de Müer“.

Dieser Ohm hatte als Nachgeborener des Hofes beim Heiraten den Anschluß verpaßt, so daß er als zaher, knorriger Junggeselle an der Mauer des väterlichen Herdes sitzen blieb und, je nach Art des Temperaments, zum Kreuz oder zum Segen des Kaufes wurde.

Auch beim Nachbar Klas Pohl gab es so einen alten, verwitterten Onkel.

Nachbar Klas und Ohm Peter verstanden sich eigentlich ganz gut. Sie verstanden sich auf ihre Art. Klas Pohl hatte den Schalk im Nacken sitzen, und das ließ ihn über viele Geschichten, die an sich dummbaft genug sein mochten, den Humor nicht vergessen.

Ohm Peter war ein kleines, kniffliges Männchen, mit etwas verschrobeneu Beinen und Ansichten. Auf Außerlichkeiten gab er nicht eben viel, er ließ sich gehen, wie der Volksmund sagt. Ein Kreuz war Ohm Peter gerade nicht im Haus, ein Segen aber auch nicht. Er ging so mehr seinen eigenen Pakt. Doch konnte er bei Gelegenheit einen verflirt überreichen Kopf zeigen, einen Kopf, von dem man gemein-

niglich wohl gern als westfälischen „Dickkopf“ spricht. Kam man diesem Kopf in die Quere, dann war es mit der Gemütlichkeit aus und vorbei. Himmel und Hölle gerieten dann aneinander, und Ohm Peter wurde zu einem bösen, dämonischen Geist.

So ging es auch, als Klas Pohl in seinem Hause das elektrische Licht einführen wollte.

Spät genug war dem Dorfe das Stromnetz erschlossen worden, und hatten sich auch erst wenige Familien zu dieser Art der Beleuchtung gefunden, so war es doch ohne Zweifel nur eine Frage der aller kürzesten Zeit, daß in jedem Hause die Glühbirne brannte.

Der Nachbar Klas erkannte das wohl, und also ließ er eines Tages den Pfiffikus Teobald, unseren Dorfschmied, kommen, damit er die Leitung ausmeße und einen Kopfananschlag mache.

Während Teobald in dieser Beschäftigung mit seinem Zollstock die Wände hin und her froch, bald Eintragungen in das Notizbuch machte, bald unverständliche Laute in den Bart brumnte, saß Ohm Peter an der Mauer beim Herd und hielt die Ohren misstrauisch gespiert.

Kaum fiel hinter jenem die Tür dann ins Schloß, da hielt er seine Stunde für gekommen. „Wat gehst hier für Kummer-

rigen (Komödien) vor?“ hielt er lauernd den Kopf zur Seite.

„Klas Pohl saß mit dem Kopfananschlag auf der Tischbank unter dem Fenster. Er witterte gleich die Kriegserklärung, und seelenruhig sagte er über das Blatt hin: „Wir kriegen elektrisches Licht ins Haus.““

Ohm Peter gab sich einen energischen Kuck. „Wat kriegen wir?“

„Tun — elektrisches Licht! Hast denn davon noch nich gehört?“

„Ne!“ schüttelte jener boshaft den Kopf. „Ne, dat is mich vollständig neu! Treletrisches Licht! — Dat glaub ich nich!“

„Brauchtst nich glauben, Ohm Peter — et bleibt aber wahr! Wir kriegen elektrisches Licht! Dauert gar nich mehr lange! — Ein Druck auf'n Knopp — un et brennt!“

„— un et brennt —? Sm! — Un so ein modischer Kram in unser Haus! In ein anständig christliches Haus! So ein Teufelswerk!“

„Dummes Zeug, Ohm Peter! Was redest du! Ist doch kein Teufelswerk!“

„Ist Teufelswerk, sag ich! In alle Drähte bleib'n hängen! Der Teufel sitzt drin! Sab jattsam davon gehört! Un so ein Höllewerk, dat kommt nich hier ins Haus!“

„Et kommt drin, Ohm Peter! Malefiznodmal! Dat will ich doch sehen! Morgen

## SOMMERABEND IM PARK

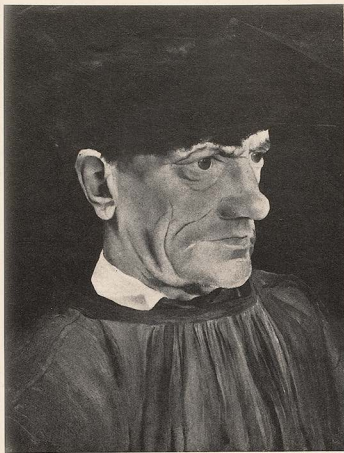
Es fällt die Dunkelheit auf müde Wiesen.  
Die Gräser klingen. Und das Licht wird matter.  
Vom Duft des Nlleders sind die Lüfte jatter.  
Und alle Gebatten dehnen sich zu Riesen.

Aus saftlem Laub der Bäume glühn Laternen  
Und hauchen Farben auf verschwiegene Bänke.  
Die Tanzmusik aus einer nahen Ökente  
Verweht der Abendwind in laue Netzen.

Und auf den weißen Wegen, die sich winden.  
Durch Park und Dämmerung, vorbei an Teichen,  
Lustwandeln, die sich suchen, die sich finden.

Der Männer Augen leuchten. Mädchen beben.  
Und aus der Erde, aus der warmen, reichen,  
Steigt wohnschwer als Traum und Kausch das Leben.

Karl Gideon Söffeke



Paul Padua

schon werden die Kohre gelegt. Und was deinen Teil betrifft, da könntest einige Taler dabeitun. Die Anlage schließt die heile Stange Geld."

Ohm Peter geriet ganz aus der Fassung. „Dabeitun?! Ich meinen Teil? Bewahr mich Gott! In meine Kammer kommt das Teufelswerk nich! Ich wills überhaupt nich sehen im Haus! Eber geh ich weg in die Fremde und komm nich mehr wieder!"

„Dat lästet schon bleiben", lachte Klas Pohl ruhig. „Wo wolltest wohl hin?"

Ohm Peter fühlte sich mächtig geschelt. Mit hoher Stimme kündigte er an: „Ich sag dir, wenn dat Teufelswerk kommt, dann zieh ich ab!"

„Kommen tur's!" blieb Klas Pohl fest. „Gut! Gut!" nickte Ohm Peter drohend entschlossen.

Am anderen Morgen ging er wirklich. Im besten Staat, das buntheitste Verhemden um, eine Keisetafel in der Hand, so trat er mit ungekniffenem Mund aus seiner Kammer.

Klas Pohls Frau bekam nun doch ein wenig Angst. Sie hätte die Sache gern eingeknf. Mit allen Mitteln suchte sie den beleidigten Ohm zum Sprechen zu bringen, aber keinen Laut gab er von sich, mochte sie es anstellen, wie sie wollte. Und da sie alle Worte umsonst verwendete, gab Klas ihr einen zwinkernden Wink, nicht weitere Mühe anzuwenden. „Er geht nicht weit", versicherte er, „ebe der Abend kommt, hat es ihn müde; dann findet er heim zu seinem Stall. Dafür fenn ich ihn lange genug."

Ohm Peter fuhr mit der Bahn. Er fuhr tief entschlossen. Er fuhr mit einem verflissenen Grim. Erfahren sollten sie, zu welchen Entschlüssen er fähig war! Galberlei hatte er sich vorgenommen, bei einem entfernten Verwandten in Siegen unterzukriechen.

Nach zwei Stunden näherte sein Zug sich einer größeren Stadt. Die Gegend war ihm längst fremd geworden. Noch nie hatte das Leben ihn so weit verschla-

gen. Mit seinen großen Entschlüssen war es nicht mehr weit her. Er wanke darin, und mit Angst und Entsetzen dachte er daran, wie himmelweit er von seinem Dorf schon getrennt sein möchte.

Als der Zug in der großen Bahnhofs-halle hielt, stieg er aus. Bekommenen Herzens betrat er die Stadt. Wild und toll stürmte der Lärm auf ihn ein. Er ging ein wenig freuz und quer, und da er wieder einmal hilflos stehen blieb, trat ein seiner freundlicher Mann auf ihn zu und meinte lächelnd: Der Herr Schulze sei anscheinend hier fremd. Er würde gewiss ein Restaurant? — So ein Lokal wisse er, wo man gut zu Mittag speise. Na, dahin gehe er auch! Und wenn der Herr Schulze ihm folgen wolle —.

Ohm Peter brauchte nichts zu tun, es ging alles von selbst. Der freundliche Herr führte ihn an einen guten Tisch, speiste mit ihm und bot obenrein eine lebhaft Unterhaltung, so daß es für unseren Peter kaum einer Antwort bedurfte.

Nach der Mahlzeit ließ jener sich noch ein paar straffe Zigarren bringen, dann bat er einen Augenblick um Entschuldigung. Einen Augenblick nur! Gleich sei er zurück!

Der Augenblick wuchs aber zu einer Ewigkeit an, und da Ohm Peter schließlich, des Wartens überdrüssig, bezahlen wollte, wurde er um eine böse Erfahrung reicher. Alles Strauben half ihm nichts, er mußte für seinen freundlichen Tischgenossen die Zechen lappen. Das machte ihn vollends müde und wanfend. Und da er sich erst den Abend vorstellte und dann die Nacht, die ungewisse Nacht in der Fremde, da packte ihn eine ganz maßlose Angst. Nichts hielt ihn mehr ab, sich sogleich zum Bahnhof zurückzueilen und eine Heimat-farte zu lösen.

Es war in der Dämmerung, als er glücklich im Hafen landete. Freilich recht wohl war ihm nun auch nicht zumute. Er stellte sich lebhaft Klas Pohls schadenfrohes Gelächter vor. Kief an! Siehst wohl! Sab ich nicht recht behalten! Ohm Peter von der Weltreise zurück! — So oder ähnlich würde der Empfang sich geben.

Als aber der Peter mit diesen bedrückenden Gedanken durch die Feldmark schritt, sah er in der Nähe des Hofes Klas Pohl mit den Seinen noch auf dem Acker beschäftigt, und da kam ihm ein lichter Gedanke. War auch nicht viel damit gewonnen, so konnte er doch seine Weltreise wenigstens um eine Nacht noch ausdehnen. Dann war die Blamage nicht ganz so groß.

Er brückte sich also schon durch die Dämmerung heim. Doch im letzten Augenblick stellte sich ihm noch ein Hindernis entgegen. Denn eben, als er mit den Griffen stand, durch die Stalltür einzuföhden, kam die Magd Tine hinzu und entdeckte ihn. Für einen Augenblick sah er sich ratlos. Dann aber flüsterte er streng entschlossen: „Tine, ich schlag dich zu Brei,



Paul Padua

wenn de wat jagt! Du hast von Ohm Peter noch nie gesehn, verkehrt! Ohm Peter reißt noch herum in de Fremde! Damit krazelte er die Leiter zum Boden hinauf und warf sich da oben, über der Wohnstube, ins duftige Geu.

Tine aber hielt nicht ganz dicht. Sie stieß dem Khas Pohl bei seiner Heimkehr im Hofe ein paar verstohlene Worte ins Ohr, und der machte gleich ein pfiffig Gesicht. Nach kurzem Überlegen kam es zwischen den beiden zu einer ergötzlichen, tuschelnden Aussprache.

Wenig später hatte die Stube alle vereint. Nur eine fehlte — Trine!

Dann ging die Tür auf, und herein trat ein dickvermummtes, schloddriges Weib. Eine Zigeunerin! Sie bot billigen Tand zum Kauf, und nachher holte sie die Karten hervor.

Khas Pohl tat gelassen. „Ach ne. — So'n Sokuspokus —.“ Aber dann schien ihm plötzlich ein Einfall zu kommen. „Malefiz-nochmal!“ rief er, „Ohm Peter... Versuchen könnt man's ja schon! Geraus kommt zwar doch nie dabei. Aber des Späßes halber! — Tun denn, Alte! Hier im Hause wird einer vermisst. Kannst uns über den was sagen!“

Jene saß schon über Kaffeetisch, Karten und seltsame Zeichen gebeugt. Und dann begann sie wie trunken zu sprechen: „Ich sehe einen kleinen, krabbeligen, speckigen Mann — der hat ganz krumme, gebogene Deine —“

„Könnt schon stimmen!“ kam's aus dem Winkel.

„— der hat eine lange, schnüffelnde Nase —“

„Richtig! Stimmt!“ riefen nun alle.

„— der hat unter Nase einen baumelnden Tropfen —“

„Bravo! Dat is hei!“

„— der hat die Ohren wie Scheuklappen stehn —“

„Genau so! Gei is et!“

„— der hat um den Mund zwei Priembäde laufen —“

„Richtig! Et stimmt!“

„— und diesen kleinen, krabbeligen Mann muß ich nun sehen in schlimmer Gesellschaft —!“

„Soho!“

„— er hat ein Mädchen auf sein'n Schoß —“

„Dundernochmal! Ohm Peter!“

Mit Ohm Peters Verberstung war es vorbei. Alle Vorsätze um sich vergehend,

droh' er doppelfäufig die hölzerne Decke. „Schwindel! Schwindel!“ schrie er dabei und hieb wütend fort.

Da die Decke aus Holzplanken war, deutelte die Spreu wie Staub in die Stube.

Die am Tisch indes hielten prustend die Hand vor den Mund. Khas Pohl aber blinkerte sieghaft mit den Augen, und während die „Zigeunerin“ fichernd davondruschte, rief er mit gutgepielter Aufregung: „Willem — August — ein Spuß auf dem Boden! Wir wollen ihn fangen!“

Grollend und knurrend und wie ein Jgel, so stachlig, fanden sie Ohm Peter auf dem Heuboden hocken. Khas Pohl tat hoch und froh überrascht. „Mein Gott! Der Ohm! Der gute Ohm Peter! Wie kann dich die Weltreise nach hier bloß verschlagen!“

Aber Ohm Peter war nicht zu sprechen. Bis in die tiefste Seele gekränkt und beleidigt, drehte er ihnen knurrend den Rücken.

Und lange Zeit noch blieb er wie stumm und taub. Nur Trine wurde auf Schritt und Tritt mit argwöhnischen Augen mißtrauisch verfolgt.

Aber die elektrische Leitung kam doch.



Paul Padua

## Paul Padua

Padpapier und Kartoffelsäcke waren die Malgründe, auf denen Paul Padua, aufgewachsen in einem Dorfe Niederbayerns, seine ersten Malversuche machte. Mit unermüdblichem Fleiß und unter einigen Hinweisen des Dorfmalers und Vergolders eignete sich der Bauernbub seine Maltechnik an. Zuerst in der Malerei kommt das Auge. Kein Maler kann besser malen als er sehen kann. Paduas klarer Blick durchdringt alles. Er erfährt das Bauernleben in seiner ganzen Echtheit und Ursprünglichkeit, und verflocht sich darauf, es so frisch und kraftvoll wiederzugeben, wie es gesehen wurde.

Zuerst kommt das Auge. Das trifft nicht nur für den Maler, sondern auch für die Bildnisse zu. Mit der Pupille beginnend, malt der Künstler sorgfältig Stück um Stück, und wenn er beginnt, sieht er das ganze Bild schon vor sich. So wächst, vom Auge ausgehend, das Bild in Primamalerei, ohne Vorzeichnung heran. Alle Werte sind richtig gesehen, die Komposition vollkommen. Das ganze Bild wirkt klar, frisch und jauber. Ein Großer vor ihm hatte fast dieselbe Technik, und als Padua mit den Bildern Leibs bekannt wurde, sah er mit Erstaunen manches vollendet, was bei ihm noch im Werden war. In Leibs erkannte er seinen Meister; aber

unbeirrt ging er seinen eigenen Weg. Ein ähnliches Erlebnis hat er wohl nur noch mit Selbain gehabt. Begegnungen in der Kunst, die ihm Freude bereiteten, — die Verwandtes anklingen ließen und ihn dennoch nicht von seinem Wege abbrachten.

Diese Begegnungen haben aber auch einen tieferen Sinn. Gerade weil diese Maler unbeirrt und ursprünglich geblieben sind und sich dennoch ähneln, bringen sie uns zum Bewußtsein: das ist deutsch! Ein deutscher Künstler und ein Sohn deutscher Erde, der Bauern malt aus Bayern und Tirol, wie sie mit dieser Erde verbunden sind, das ist Paul Padua. Er malt diese Köpfe nicht als Genremaler, sondern weil er dieser Welt nahe ist, und sich zu ihr hingezogen fühlt. Daß seine Bilder keineswegs an Qualität verlieren, wenn sie sich anderen Stoffen zuwenden, zeigt seine Leda mit dem Schwan, gewiß eine der besten seit Michelangelo und Fragonard, zeigt das herrliche Bild der Reichsautobahn bei Irtschenberg, das in der Farbe an Greco's herrlichen Blick auf Toledo erinnert, und sich neben Greco's Werken durchaus nicht zu schämen braucht. Sehr stark sind auch einige Bauerngruppen, die fast an Goya gemahnen.

Auch in Anlage, Formgebung und Farbe erweist sich Padua als Maler von Format.

Seine Gestalten stehen im Raume, als wenn der Künstler, der nie eine Akademie besucht, jahrelang die Gesetze der dynamischen Symmetrie im Bilde studiert hätte. Die Kreuzung der Bilddiagonale mit ihrer Senkrechten, wie sie oft auf Rembrandts Bildern erscheint, ist auch hier zu finden. Auch die frische und Stärke der Farbe, bei gleichzeitiger Unaufdringlichkeit und Harmonie, zeigt den Meister. Die Formgebung ist durchaus eigen, und doch ist Schopenhauers äquivalenter Farbkreis so fein empfunden, daß er nicht besser erlernt sein könnte.

Paul Padua steht mit beiden Beinen im Leben. Licht und lebensvoll wie er sind seine Bilder. Wir „werden warm“ mit diesen Bildern, nicht zuletzt weil sie Handlung hinhalten. Nicht jene billige Handlung wie sie bei Illustrationen und Theaterereffekten erscheint, wo das Bild Literatur verdeutlichen soll. Sondern das innere Leben das sich aus dem Wesen der Menschen, der Landschaft heraus verfließt. Es ist die Liebe zur Natur, die in jedem echten deutschen Künstler steckt.

Wo von der deutschen Malerei der Gegenwart die Rede ist, wird Paul Paduas Name genannt werden müssen.

©. K.

# DAS WEHR

Von Alfred Richter

War es nicht der Krieg der vielen Millionen Männer? — Ja, es war der Krieg der vielen Millionen Männer. Männer kämpften, Männer fielen, Männer, Männer, Männer. Männer führten Sturmabteilungen, Tanks, Flugzeuge, Unterseeboote. Männer siegten und starben im Triumph und wurden besungen. Männer, Männer — — —

Und doch, war es nicht auch der Krieg der vielen Millionen Frauen?

Ach ja, die heldenhaften Dulderinnen!

Dulderinnen? Waren die Frauen nichts als Dulderinnen? Sie waren Männer, wo die Männer fehlten. Sie waren an ihren Posten übermenschlich, denn sie hatten ja nicht die Kräfte von Männern. Und ohne Besinnen warfen sie sich in die Gefahr, wenn die Gefahr plötzlich da war.

In Deutschland, dort, wo es gebirgig ist, strömen Flüsse großer Zahl dahin. Kleine Kinnale sind manche in den heißen Sommerwochen, träge wallende Bäche dann im Herbst. Im Winter endlich deckt dünnes Eis knapp den Boden ihrer Läufe.

Im Frühjahr aber, wenn die erstarrte Sonne allzu jach die dicke Schneedecke von den Gängen der Berge wegfegt, daß die Myriaden Tropfen zu Tale sickern, über den noch immer gefrorenen Boden dahin wallen talab, talab, dem Flußlauf zu, dann werden die milden Schleicher des

Sommers, die sanften Plätzherer und halbtoten Glöster zu rasenden Dämonen, zu freßenden Drachen, die dahinbrausen mit Gebrüll und wildem Kaufsen. Dämme, Brücken und Mühlen, Gärtychen vor den Toren, kleine Inseln und nahe Äcker werden verflungen, und wehe den Menschen, wehe ihnen, wenn sie die Macht der Flut nicht ahnen!

Von war vor einem kleinen Tefte, hart vor einer Holzbrücke, ein Wehr mit den Fluß gebaut, ein Wehr mit eisernen Tafeln, die an schweren Ketten mühsam genug bei leichtem Wasser hinab, um zu flauen, bei Wogenprall aber hinaufgezogen werden mußten, um den Draus des vernichtenden Elementes frei hindurchzulassen, denn sonst wick es über die Ufer und slutete in Gehöfte und Strafen und raubte, riß ein und ertränkte wahllos, blind, wie entsefelte Naturkräfte wüten.

Kam der Marmor nun frühzeitig genug vom Oberlauf des Flusses in die folgeschädte, dann war sehr im Kriege, bei Männernot, Kat zu schaffen.

Einmal ward aber zu spät gewarnt. Nacht war es schon. Da schritt im Hause des Direktors der Papierfabrik, der das Wehr gehörte, und die es zu betreuen hatte, die Glocke am Fernsprecher. Die Direktorin — ihr Mann stand draußen im Felde — sprang auf, nahm, hörte und erstarrte: „In einer halben Stunde müssen die Wasser bei euch sein, Wasser

hoch wie Türme, Wasser wie von einem geborbenen Staufer —!

Während sie noch hörte, die männliche Frau, überlegte sie schon: „Bürgermeister? Nicht mehr zu erreichen. — Polizei? Den Dienst tut seit Monaten eine alte Frau. — Feuerwehr? Würd nur über Polizei und Bürgermeister zu erreichen.“

Und andere Dienststellen gibt es nicht.

Da hat die Direktorin einen Mantel übergeworfen, die Magd zwar zum Bürgermeister geschickt, ist selber aber auch in die Sturmnacht hinaus, hat das Haus verschlossen, das der kommenden Flut am nächsten stand, hat ihre Kinder Gott befohlen, ist in die Fabrik hinabgegriff, hat die Werkmeisterin geweckt — deren Mann stand auch im Felde, und der Fabrikbetrieb ruhte — und sie zusammen haben die Frau des Pförtners herausgetrommelt. Auch der Pförtner war draußen an der Front.

Dann sind sie selbdrirt, die Direktorin, die Werkmeisterin und die Pförtnerin, den Fluß hinauf in den prasselnden Himmelsweatern vorgeedrungen, im blasenden Jöhn, haben sich das Treppchen hinaufgetaelt auf den Wehrgang und haben bei der ersten Tafel begonnen, sich in die Kette zu legen und zu ziehen, zu ziehen — Jorch! Schon donnerte dumpf in der Ferne der Tob. Da ging es! Da gelang es! Da schafften sie es!

Dann die zweite Tafel. Dann die dritte. Dann die vierte. Und dann die letzte! Längst schon unter der Sturmmusik der fordernden Mordwasser, die wie eine wandernde Wasserwölfe daherkamen mit dem Lärm einer gewaltigen Feldschlacht.

Aber den tapferen Weibern war das nur noch ein Triumphgefang.

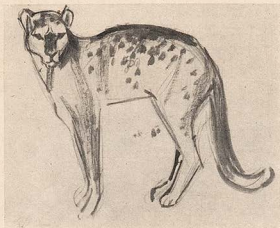
Als die letzte Tafel emporgewunden war, fielen sich die Frauen vor Erschöpfung in die Arme und standen, eine reglose, aber unlösbare Gruppe, bis die aus dem Orte, geführt von der Magd, mit Laternen kamen, um nach dem Wehr zu sehen.

Das Wehr war gerettet. Die Brücke war gerettet. Viel Leben, Hab und Gut im Orte war gerettet.

Und nun wurden auch die Ketterinnen gerettet.

Es ist von der Geschichte dazumal nicht viel Aufhebens gemacht worden. Es gab größere Dinge. Es war der Krieg der Männer.

— Der Krieg der Männer? Nein, es war durchaus auch der Krieg der Frauen!



Puma

S. Gg. Auerheimer



Paul Padua

## Galgenliedchen

Von Jörg Kollnau

Wie der Tag, der grämlich dauert,  
Wenn die Sonne nie erwacht,  
Munden Zeiten uns verfauert,  
Wenn die Liebe sie verlacht.

Einen Kuß am frühen Morgen,  
Gibt das Morgenrot der Welt,  
Wonne mag der Mond ihr bergen,  
Der sie nachts umschlungen hält.

Nichts ist stärker als ein Mädchen,  
Dessen Herz ein Knabe hat.  
Laßt er auch auf vielen Mädchen,  
Geht ihr Blick doch alle matt.

Habt ihr schon den Baum gesehen,  
Dem im Herbst die Frucht gefehlt?  
Ach! es war um ihn geschehen,  
Als der Frühling ihn verfehlt.

Stablt der Himmel über allen,  
Blühen Rosen auch dem Dieb,  
Wird das Glück nur dem zufallen,  
Der im Leben Sieger blieb.

Riegelt auf des Herzens Türen,  
Faßt der Lieder Heiterkeit  
Laßt vom Jubel euch verführen,  
Bis ihr freie Menschen seid!

# Die Kanarienvögel und der Ziegenbock

Von Karl Gideon Böffele

Jeder Mensch hat seine Schwäche. Der eine wird rasch jähzornig, der andere ist zu phlegmatisch. Der dritte guckt gern zu tief ins Glas und der vierte verkauft seine Fertigeubert um ein Linsengericht. Der weise Sokrates kuschelte vor seiner Kantippe. Und selbst der unsterbliche Kefke Siegfried wies eine Stelle auf, wo er sterblich war.

Auch der Rechtsanwalt Lemchen hatte seine Schwäche. Er war ein ausgezeichneter Advokat, aber unheimlich geräuschempfindlich. Ihn ärgerte eine Fliege, die im Zimmer summt, und ihn brachte ein Wagen, der am Haus vorbeifuhre, zur Raserei. Er konnte nur arbeiten, wenn in seiner näheren und weiteren Umgebung äußerste Stille herrschte. Auf der Jagd nach dieser Stille beherbergten ihn vier- undzwanzig Wohnungen in sieben verschiedenen Städten. Endlich glaubte er gefunden zu haben, was er suchte. Er ließ sich in einer kleinen Stadt zwischen Flensburg und Konstanz, zwischen Taden und Königsberg nieder. Eine nähere Ortsbezeichnung ist nicht ratsam, weil sonst nicht ausgeschlossen erscheint, daß uns Herr Lemchen aufs Dach kommt, weil er sich in seiner Kube gesöhrt fühlte.

Der Rechtsanwalt Lemchen war also zum erstenmal glücklich in der Wohnung, in die er an einem schönen Oktobertag eingezogen war. Es handelte sich um eine Villa am Rande eines großen Parks. Dieser

Park wirkte wie ein natürliches Bollwerk, das die Geräusche der Stadt von den empfindlichen Ohren des Herrn Lemchen abhielt. Die einzige Quelle einer möglichen Störung stellte das Haus dar, das — von der Villa durch eine kleine Straße getrennt — dem Schneidermeister Pffifferling gehörte. Aber dieses Haus störte nicht. Herr Pffifferling ging still und ruhig seinem Gewerbe nach. Die lauten Krächche mit seiner Frau, an die er sich in vierzigjähriger Ehe gewöhnt hatte und der er als der Bescheidene nachgab, waren endgültig verkrummt. Kinder waren auch nicht da. Im Nebenberuf war der Herr Schneidermeister Pffifferling unbefodeter Stadtrat. Und als solcher machte er erst recht keinen Lärm. Die Nachbarschaft des Stadtrates und Schneidermeisters Pffifferling war also dem Rechtsanwalt Lemchen keinesfalls unbequem. Er hörte und sah so gut wie nichts von ihr. Er konnte in der Abgeschiedenheit der Parkstraße denken, überlegen und arbeiten wie ein Gott. Und als das Frühjahr kam, war er bereits ein geachteter Anwalt in der Stadt.

Dieser Arbeitsfriede und diese Arbeitsfreude wurde jäh gestört, als die Tage warm wurden und die Lüfte lind. Da sperrte nämlich der Herr Stadtrat Pffifferling sämtliche Fenster seines Hauses auf, die nach der Sonnenseite zu lagen. Und die Sonnenseite befand sich gerade gegenüber der Villa des Rechtsanwalts. Auf

die Fensterbretter der aufgesperrten Fenster wurden zahlreiche Vogelbauer aufgestellt. Und in jedem dieser Vogelbauer lobte ein frohgelber Kanarienvogel die Herrlichkeit der Welt. Die einzige Schwäche, die sich der Herr Stadtrat von seiner Ehehälfte nicht hatte abgewöhnen lassen, war die für Kanarienvogel. Nach zehn Jahren Ehe hatte er nicht mehr geraucht, nach zwanzig Jahren nicht mehr Bier getrunken, nach dreißig nicht mehr wiederproben. Aber noch nach vierzig Jahren sagte er, wenn seine Frau gegen seine Kanarienvogel wetterte: „Du hast mir keine Kinder geschenkt, Annelie. Wenn du mir Kinder geschenkt hättest, bräuhete ich keine Kanarienvogel!“ Und diesem Argument entzog sich Frau Annelie stets durch die flucht.

Die Kanarienvogel des Stadtrats Pffifferling — alleamt edste Garzer Koller — sangen, daß es nur so eine Art hatte, und sie rollerten dem Rechtsanwalt Lemchen alle Gedanken aus dem Kopf. Der arme Mann saß gramgebeugt über seinem Schreibtisch und die Hände bielten, anstatt Papier und Bleistift, große Tuchlappen an die entsetzten Ohren gepreßt. Doch da halfen keine Tuchlappen. Auch Wattepfropfen nutzten nichts. Was ein echter Garzer Koller ist, dessen Achse durchschmettert jedes Gindernis. Am Abend des ersten Tages schon gab Herr Lemchens den Kampf auf. Ehe er sich aber zum fünfundzwanzigsten Umgang entschloß, verlegte er sich auf diplomatisches Verhandeln.

Am anderen Morgen rasierte er sich sorgfältig wie noch nie, zog seinen besten Sonntagsrock an und bewaffnete sich mit einem Strauß schöner gelber Tercofen, die er sich aus der Stadtgärtnerei hatte kommen lassen. So begab er sich zu Herrn Pffifferling. Der Stadtrat freute sich über den unerwarteten Besuch, dankte für die Kosen im Namen seiner Gattin, die auf den Markt gegangen war, und erkundigte sich nach Herrn Lemchens Befinden. Herr Lemchen lobte den Frieden seiner Wohnung, äußerte Worte der Anerkennung über die wundervolle Kube in der Parkstraße, und dann unternahm er den geplanten Vorstoß, indem er erklärte, daß die Kanarienvogel des Herrn Pffifferling ja eigentlich wunderbar fängen, daß sie aber doch den Leuten auf die Nerven gingen, die in der Nachbarschaft wohnten. Ob es nicht möglich sei, die lieben Tierchen wie im Winter bei geschlossenen Fenstern rollern zu lassen? Er, der Rechtsanwalt würde sich entsprechend erkenntlich zeigen. Er würde dann nicht nur alle Mahnverfahren für den Herrn Schneidermeister kostenlos durchführen, sondern der Herr Stadtrat könne auch damit rechnen, daß er in Zukunft seine sämtlichen Anzüge bei ihm machen lassen würde.

Herr Lemchens Rede wirkte wie der Griff in ein Weipennel. Der sonst so nachgiebige Stadtrat geriet außer sich. Hier wollte jemand einbrechen in die letzte



G. W. Schott



Domäne seiner Männlichkeit, die er sogar vor den Angriffen seiner Amalie zu schützen gewußt hatte! War dieser Rechtsverdreher übergeschnappt? Dem wollte er die Meinung zeigen! Er sagte:

„Herr Rechtsanwalt, für was halten Sie mich? Etwas für einen Mann ohne Charakter? Schreiben Sie es sich hinter die Ohren: ich bin ein Mann mit Charakter! Als solcher gönne ich meinen Kanarienvögeln, die männlich mit ihrem herrlichen Gesang erfreuen, Gottes Licht, Luft und Sonne! Und Sie als gebildeter Mann wollen mich davon abhalten, der Stimme meines Herzens zu gehorchen? Herr Rechtsanwalt, ich brauche Ihre Kundschaft nicht! Und eine Kundschaft, die ich durch einen Rechtsanwalt an ihre Zahlungspflicht mahnen lassen müßte, habe ich nicht! Und damit Gott befohlen, Herr Rechtsanwalt!“

Herr Lemchen blieb nichts anderes übrig, als rasch aufzustehen und sich zu empfehlen. Als er am Fenster der Stube vorbeiging, wo er mit dem Stadtrat verhandelt hatte, flog ihm der für die Frau Stadtrat bestimmte Strauß gelber Teerpfoten vor die Füße.

Auf einem ausgedehnten Spaziergang durch den Park überdachte Rechtsanwalt Lemchen die Sachlage. Er stellte fest, daß aus einem Wägelchen, das er hatte schmieren wollen, eine festgefahrene Karre geworden war. Aber war er nicht Spezialist für festgefahrene Karren? Fieberhaft arbeitete sein Gehirn. Die Quintessenz dieser fieberhaften Gehirntätigkeit war, daß er zu einem Schreiner, einem Viehhändler und einer Waschfrau ging. Diese drei fanden sich frühmorgens um sechs Uhr in der Wohnung des Herrn Lemchen ein. Der Schreiner besetzte einen großen, kastenartigen Käfig im Fensterabram des Arbeitszimmers des Rechtsanwalts, das gegenüber der Sonnenseite des stadträtlichen Kaufes lag. Der Viehhändler bugsierte in den Käfig einen mitgebrachten, ausgewachsenen Ziegenbock. Und die Waschfrau ging los und erzählte von Haus zu Haus, daß der Rechtsanwalt Lemchen mit einem Ziegenbock gegen die Kanarienvögel des Stadtrats Pfifferling Krieg führe. Äh, Schneider meck, meck, meck...

Die Wirkung der Maßnahme des Rechtsanwalts war genau die vorher berechnete. Gegen sieben Uhr fing der Ziegenbock in seinem lustigen Käfig erbärmlich zu meckern an. Um 8 Uhr erschien ein Lehrling Pfifferlings mit der brieflichen Aufforderung, Herr Lemchen möge sofort den unerträglichen Unfug einstellen. Der Rechtsanwalt ließ dem Schneidermeister mitteilen, daß er genau so gut das Recht habe, einen Ziegenbock ins Fenster zu stellen wie der Herr Stadtrat seine siebenundzwanzig Kanarienvögel. Um neun Uhr war die halbe Stadt auf den Beinen und belustigte sich an dem Sängerkrieg zwischen den Kanarienvögeln und dem Ziegenbock. Herr Lemchen hatte die



G. W. Schott

Lacher auf seiner Seite und Herr Pfifferling brauchte für den Spott nicht zu sorgen. Um 10 Uhr erschien Frau Pfifferling, im Schleptau ihrem Stadtrat führend, in der Wohnung des Rechtsanwalts. Und um 11 Uhr wurde von beiden Parteien ein von Herrn Lemchen vorbereiteter Vertrag unterzeichnet, laut welchem sich der Stadtrat Pfifferling verpflichtete, von seinen siebenundzwanzig Kanarienvögeln sechsundzwanzig abzuschaffen und diesen einen nur noch bei geschlossenen Fenstern rollen zu lassen, während Herr Lemchen auf sich nahm, seinen Ziegenbock per sofort zu verkaufen. Um 12 Uhr wurde dieser

Vertrag in der städtischen Kartweinstube durch ein paar Flaschen goldgelben Kaiserstüblers geschlossen, wozu die Frau Stadtrat mit sauerfüßiger Miene ihrem ehelichen Gemahl die Erlaubnis gegeben hatte.

Der Erfolg dieses Erlebnis war für alle Teile ein recht befriedigender. Der Rechtsanwalt Lemchen wurde durch seinen Einfall bei am meisten beschäftigten Rechtsanwalter der Stadt. Stadtrat Pfifferlings Geschäft blühte auf wie nie zuvor, weil er jedem Kunden einen Zarter Koller zugab. Und wir anderen alle sind reicher um die Geschichte von den Kanarienvögeln und dem Ziegenbock.

# Der Sepp furiert einen Multimillionär

Eine bayerische-amerikanische Begebenheit von G. A. Löhlein

Das war um jene Zeit, als sich die westamerikanischen Büffelherden anschickten, die Prärie zu verlassen, um in luft- und wasserdichten Blechbüchsen als „corned beef“ über den Ozean zu schwimmen.

Sebastian Weinsierl, ein Metzgerei-Geselle aus München an der Isar, hatte es um die gleiche Zeit satt bekommen, sich von des Meisters flacher Hand von zwanzig Zentimeter Flügelspannweite alltäglich das Gesicht und die Ohrlöffel massieren zu lassen. So folgte er dem Rat seines Freundes Sepp Wurmdobler, der eines Tages aus purem Versehen über den großen Teich geschwommen war. Zusammen mit den Büffelherden war der Sepp an einem Wurfsteil in Chikago gelandet. Ein Jahr später fand auch der Sebastian Weinsierl an solch einem Wurfsteil und spießte zehn Stunden pro Tag die Lendenstücke vom laufenden Band weg.

Das machte er zwei Jahre lang. Dann stopfte er die amerikanischen Büffel in eigene Büchsen und nach zehn Jahren gründete er die „Union beef works“, heiratete die Tochter von Sam Black-Sheep, dem Büffeltöter und bekam eine halbe Million Dollars Mitgift, einen fürstlichen Wigwam in der fifth Avenue und einen Stammhalter, den er Woodrow „Winefearl“ taufte!

Wie das manchmal so vorkommt in den Staaten — Mr. Winefearl, der sich auch längst Dastian nannte — vergaß nach der ersten Million vollständig Herkunft und Mutterprache. Sogar mit seinem alten Freund Sepp Wurmdobler, dem er nunmehr sichtlich auswich, sprach er nur mehr gebrochen bayerisch, während er sich im Inneren als Vollblutamerikaner fühlte. Selbst der Unterfieber schob sich durch tägliche Übung immer mehr vor, bis er die typische Kankersaison erreicht hatte. Die dicken roten Hände verbrag Mr.

Winefearl bei den allabendlichen großen Dachgartenfesten in weißen Handschuhen.

Für seine Jungen holte er sich einen verarmten Großfürsten aus Hollywood, einen prominenten Pädagogen aus Paris, zwei Hauslehrer für Fremdsprachen und zwei Sporttrainer. Mr. Winefearl war sich nämlich in ruhigen Stunden längst klar darüber geworden, daß er im jahrzehntelangen Kampf mit den Büffeln allzuviel veräumt hatte, was er auch mit Dollars nicht mehr einholen konnte. Dafür aber sollte der Junge ein Museumstück von Aroganz, Bildung und Vornehmheit werden!

Hier hatte sich nun das Schicksal ein. Denn Woodrow, der junge Veresschaffkönig, wurde unter dem intensiven Training seines fürstlichen Erziehers dermaßen blasiert, daß er seinen eigenen Vater als „Schlächtergefilen“ völlig ignorierte und lediglich dessen Scheitheit zu sehen wünschte. Seine Späße erreichten das Format eines russischen Jwan. So schüttete er aus gönnerhaftem Übermut jeden Morgen die kalifornische Marmelade auf die Daunendecken und ließ sie vom Kammerdiener abschlecken. Aber auch der Großfürst mußte sich die rohen Eier vom Kopf schießen lassen.

Anfänglich hatte sich Mr. Winefearl über die Zucht seiner Kasse gefreut, denn diese überlegenen hemmungslosen Einfälle zeugten durchaus von beginnendem Herrentum. Als aber der Großfürst, die Pädagogen, die Kammerdiener und Hauslehrer mit riesigen Abfindungsummen zu kündigen angingen — als der Junge eines Tages sogar das überlebensgroße Ölgemälde seines Vaters im Louis-Quatorze-Salon mit indianischen Wurf-dolchen brapierte — wurde es Mr. Winefearl endgültig zu dumm. Er holte sich einen berühmten europäischen Psychologen,

der gleich noch mehrere Kollegen mitnahm. Lange Wochen fanden die Herren zwecks Beobachtung hinter Schlüsselföcher und Zimmergardinen. Schließlich pflichteten sie der amerikanischen Kapazität aus Boston bei, die von einer „Individualitätskrise“ sprach. Die Herren aus Berlin überfertigten diese Diagnose in ihre Sprache und nannten sie unter sich „Flegeljahre“. Im Hinblick auf das fürstliche Honorar einigte man sich jedoch auf „Komplexe im Unterbewußten“ des jungen Multimillionärs.

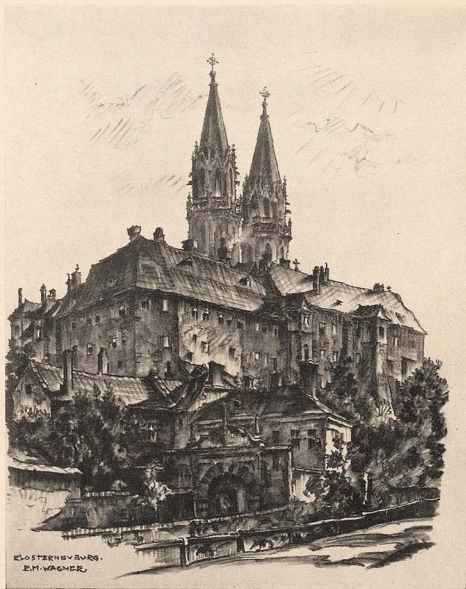
Mr. Winefearl war teilweise überglücklich, als ihm die Gelehrten auseinandersetzten, daß solche Komplexe zu den vornehmsten seelischen Krankheiten der höheren und höchsten Gesellschaftsklassen gehörten und daß man ihnen nur beikommen könne, wenn man sie völlig „ausreisen“ ließe. Sie würden dann folgen „überwertig“ und fielen von selbst ab. Dastian Winefearl verstand dies alles nur dumpf, machte sich aber anhand eines Büffels ein Bild und begriff nun halbwegs, was die Gelehrten meinten.

Die Herren reisten mit hohen Barschecks ab. Ein verspielter französischer Graf aus Cannes fand durch festsame Beziehungen den Weg in die goldene Kinderstube des Millionärs. Neue Kammerdiener und neue Pädagogen arbeiteten nach neuem Erziehungsplan für halb-reife Komplexe. Aber der Erfolg war gleich Null. Denn der Junge lernte vom Grafen das Pokern — vom Kammerdiener das Kofajnschnupfen. Es ging immer mehr bergab mit ihm. Bevor ein Komplex zeitig werden konnte, waren längst neue, jüngere hinzugekommen. Die Dollarmillionen des alten Winefearl schmolzen dahin und es kam soweit, daß er eines Tages wieder persönlich in die Geschäfte eingreifen mußte.

So traf er auch wieder seinen alten Freund Sepp Wurmdobler, der sein Ersatzpartes inzwischen in Terrain-Afrien wieder verloren hatte. So mußte auch der Sepp wie vor zwanzig Jahren wieder Lendenstücke vom laufenden Band wegfischen. Unter dem Hochdruck seiner Sorgen vergaß Mr. Winefearl alle gesellschaftlichen Bedenken, klopfte dem Sepp freundschaftlich auf die Schulter und beichtete ihm die höhere, leider aber auch unheilbare Krankheit seines einzigen Stammhalters. Der Sepp überlegte einen Augenblick und erbot sich, den Jungen mit uralten Sympthiemitteln zu kurieren. Mr. Winefearl erkundigte sich vorsichtshalber, ob die Methode etwa gesundheits-schädlich sei. Der Sepp spuckte aus und meinte überlegen, dafür bürge doch das Wort „Sympthie!“ Mr. Winefearl griff diesen letzten Strohalm an, zumal der



Hauschild



E. M. Wagner

Sepp nicht einmal tausend Dollars, auch keine hundert Dollars, sondern nur den Geschäftsführerposten in den „Union beef works“ verlangte.

Schon am nächsten Tag gab der Sepp seine Stellung am Wurfkessel auf und siedelte in die fifth Avenue über. Ohne Sandstühle, ohne Zylinder — lediglich mit genagelten Schuhen und einer Lederhose, die dem Sepp von jeher als Festtagsgewand diente.

Die erste Tat des Sepp war aussehen-

erregend: Er setzte den Grafen, Pädagogen, Kammerdienern und Lakaien je einen Abdruck von sechsunddreißig scharfkantigen Bergnägeln ins verlängerte Rückgrat, wodurch die Herren vergaßen, auf Abfindung zu klagen. Dennoch schrieb der Sepp zwölf Schecks auf anständige Summen heraus und verkaufte sie in seinem ledernen Brustbeutel. Es reichte bereits zu einer Beteiligung an den „Union beef works“.

Dann begann der Sepp mit seiner Kur

zu „arbeiten“. Ging wie ein erfahrener Hypnotiseur auf den Jungen zu und nahm ihm den läppigen, erlesenen Luchz Purzerhand weg. Als der Junge das Kristallgebek wie alle Tage zum Fenster hinauswerfen wollte, verabreichte ihm der Sepp eine schallende Ohrpeise, die innerhalb des heimlichen Waschtanzes ein Prunkstück gewesen wäre. Es mußten bereits eine ganze Reihe von Komplexen betäubt worden sein, denn der junge Mann vergaß seinen gewohnten Wutausbruch und

starrte auf den Sepp wie auf ein nächstliches Gespenst. Der aber setzte sich mit buddhistischer Seelenruhe an die Prunktafel und fraß erst einmal die zwölfte Gedecke bis auf den Grund der Schüsseln leer. Dann streich er sich über den Schnauzbart und wuschte den Rest von Trüffelauce an die Lederhose. Das war für Mr. Wine-searl zuviel. Wie eine Mandabahnlange schnellerte er hoch und wies dem Sepp die Tür.

Langsam — sozusagen Stück für Stück — richtete sich der Sepp jetzt zu seiner vollen Größe auf, packte das Multimilliarärschen am Kockragen und hielt ihn solange zum nächsten Fenster hinaus, bis die Armlöcher nachgaben. Sollte ihn noch rechtzeitig herein, kramte sich die Hemd-

ärmel hinauf und verdroß die Rückseite des hochgeborenen Finanzaristokraten dermaßen, daß auch die letzten Komplexe den Geist aufgaben. Die nächsten und die folgenden Tage begann die „Kur“ des Wunddöbler Sepp erst richtig zu wirken. Der Junge bekam beinahe die Kräftein, sobald der Sepp nur in die Hände spuckte. Schließlich aß er sogar Salzkarotteln, spaltete Holz und machte sich morgens um fünf das Bett selber. Anschließend kommandierte der Sepp vierzig Kniebeugen. Vom Galatrüchlein ließ er ihm die Milch übrig, und in das marmorne Luxusbad legte sich der Sepp selber.

Am vierzigsten Tag hatte der letzte Komplex den Geist aufgegeben. Und unter

Kommando des neuen Betriebsleiters tauchte der junge Woodrow Wine-searl zum erstenmal seine Millionärsfinger in einen Würstkeßel. Die letzten Zimmungen wichen, sobald der Sepp die Hemdärmel hinaufrollte. —

Mr. Bakian Wine-searl war überglücklich. Schenkte seinem alten Freund ein Dankkonto von zehntausend Dollars und umarmte ihn öffentlich vor allen Arbeitern, was ihm auch noch die Sympathie der ganzen Belegschaft eintrug.

Über auf die insändliche Frage, was für ein uraltes Hausmittel er denn eigentlich angewandt hätte, antwortete der Sepp immer nur einseitig: „Nix wie Sympathie!“ ...

## Die Uhr

Von Erwin Karl Hornauer

Uhren, ja, es gibt viele, große, kleine, Wanduhren, Küchenuhren, Taschenuhren, Eieruhren und Armbanduhren. Letztere sind eine Erfindung der neuen Zeit, sie haben sich schnell die Sympathie der Menschen erworben, sie unterscheiden auch zuweilen ihren Besitzer von denen, die noch ein Stäubchen Staub des neunzehnten Jahrhunderts in das technische Zeitalter herübergerettet haben.

Seltener sind die schweren Brüder der zierlichen Armbanduhr aus Stahl oder Chrom geworden, nur noch ältliche Herren ziehen zuweilen einen dicken goldenen Chronometer aus der Westentasche, über die eine schwergliedrige Kette den Besitzer einer solchen teuren Uhr anzeigt.

Ich hatte als Junge eine Uhr bekommen. Als 18jähriger Penäler eine Uhr, die aus gutem alten Gold war. Und sie paßte so gar nicht zu mir. Abgegeben davon, daß die Kette und der Sprungdeckel ein Schmuckstück waren für meine gewohnte Schnelligkeit, die Zeit zu erwischen, stand ich bei meinen Schulkameraden im Verein, ein Anallprosz zu sein.

Lange überlegte ich mir die Sache mit dem Anallprosz und der Uhr. Und eines Tages, es war an einem schönen Herbsttag, verschwand ich mit klopfendem Herzen in einem Uhrenladen, hinter dessen Theke eine freundliche Dame mit einem weißen Mantel die Kunden erwartete. Ein alter Herr hantierte mit spitzen Fingern an einem millimeterkleinen Kästchen, das er durch eine Augenlupe sorglich prüfte. Ich zog den goldgelben Anallprosz aus der Tasche, legte ihn siegesbewußt auf den Tisch, daß das Glas unter ihm klirrte und stotterte etwas von Tausch gegen eine — jawohl — moderne Uhr. Eine Armbanduhr natürlich, denn der Professor, der uns

Englisch gab, trug ebenfalls eine solche und wie schön sah sie aus, wenn er mit dem linken Arm gegen die Tafel deutete und das Gehäufte im Sonnenlicht hin- und herjunktete. Und ganz leise hatte ich einmal das Ticken vernommen, als er nahe neben mir eine Aufgabe prüfte.

„Jawohl, ich wünsche eine Armbanduhr von guter Qualität gegen die goldene Uhr.“

Prüfend glitten die Blicke der Dame an mir herab, meine langen Hosen und die sorgfältig geknotete Krawatte mochten ihr Respekt eingelöst haben. Nachdem sie den „Anallprosz“ gemustert hatte — ich meine die dicke Uhr mit dem klackenden Sprungdeckel —, hob sie aus einem samtgepolsterten Kästchen einige glänzende Dinger — Uhren in einer hohen Preislage.

„Sie können sich eine davon aussuchen, welche, ist gleichgültig, es sind die besten Uhren dieser Art, die es gibt“, sprach sie lachend.

Und nach einer wahl- und qualvollen Vierstundeband stand ich draußen im Gewirr der Großstadtmenschen und an meinem Arm tickte eine nickelnagelneue Uhr; der Tausch schien wohl gelungen und ich war mit ihm zufrieden.

Nach einem Bruch im elterlichen Hause

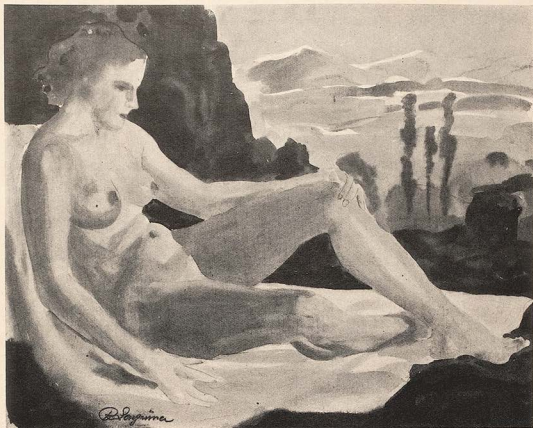


R. O. S.

finden sich die Spender der goldenen Uhr in ihr unabänderliches Schicksal, einen solchen Lausbuben als Sohn zu besitzen, die Zeit ließ ihren gewohnten Weg weiter. Und ich trat hinaus in das Leben. Die Uhr an meinem Arm zeigte mir die Zeit genau, ich kam pünktlich ins Kolleg, ich schlich auch einmal, ja, an einem strahlenden Sommeramstag, da die anderen hinausführen ins Grüne zum Wochenende, in ein Haus in der belebtesten Straße der Stadt. In dieses Haus gingen viele Leute, trugen große und kleine Bündel, Koffer und Pakete und kehrten mit klirrenden Taschen daraus zurück.

Die notwendige Summe erhielt ich dafür, aber mein treuer Freund war von meiner Linken für einige Zeit gewichen. Und jener Sonntag draußen wollte nicht so recht glücklich werden, wemgleich ich Geld hatte, so viel, um all das zu erleben und erhalten zu können, wonach sich ein Herz an einem Sonntag sehen kann.

Als der monatliche Wechsel eintraf, rannte ich wie ein Wilder durch die Strafen — von der Post zu jenem Haus in der belebtesten Straße — hinein durch das öde Tor in die Hallen, wo meine Uhr sorglich verwahrt wurde. Wie einen zerfnüllten Papierknäuel warf ich dem Mann am Schalter den Geldschein auf den Marmortisch, dann wanderte aus einer kleinen Schachtel das kleine glänzende Ding in meine Hand, die Fosend sich darum legte. Und mit einem freudigen Gesicht stürmte ich hinaus in den hellen Tag und an meinem Arm ticktackte die Uhr, mein treuer Freund, der obne Herz, als ein immerwährendes Spiel der Räder und Kästchen und als ewiges Lied der Zeit die Stunden weiter drehte, in der mein bewegtes Leben fand.



Aquarell-Studie

R. Lengrüsser

## Sonniger Herbst

Von Vera v. Grimm

In die Sonne blinzeln,  
Wenn das reife Laub  
Von den Bäumen taumelt —  
Und mit trägen Gliedern  
In den Mittag träumen,  
So, als ob's noch immer Sommer wäre.  
Hier und dort  
Tanzt gar noch eine Mücke  
In der warmen, weichen Luft.  
Große, blanke Käfer  
Kraicheln höchst geschäftig  
Durch den braunbedeckten, trocknen Waldboden.  
Und die Bäume rauschen  
Glücklich und erzählen:  
Was das für ein schöner, goldener Sommer war!

# München und die Kunst

## Kunst der Gegenwart

### im Lenbachhaus

Wer sich noch an den Glanz erinnert, den die „Malerfürsten“ Lenbach und Stuck der Kunsthalle München gaben, dem sind das Lenbachhaus und die Villa Stuck besonders lieb und wert. Die Stuck'sche Villa, jener klassizistische Prachtbau in der Prinzregentenstraße war der Lieblingsaufenthalt des Prinzregenten Luitpold, der dort oft unvermumet um sieben Uhr morgens einbrach, um mit seinem Maler zu frühstücken. Bei Lenbach aber war der eiserne Kanister zu Gast, so oft er in München weilte. Wenn Bismarck aus der etwas schwülen Atmosphäre der Berliner Diplomatie nach Bayern kam, tat ihm Lenbachs ungeheime Verbeere besonders wohl.

Das Lenbachhaus an der Luisenstraße, heute zur Städtischen Galerie gewandelt, zeigt nicht nur die besten Werke aus Lenbachs Schaffen, sondern darüber hinaus noch die Werke neuerer Meister. Die gegenwärtige Ausstellung gibt einen besonders guten Querschnitt durch die Münchener Kunst der Gegenwart. Besondere Erwähnung verdient eine Sammlung von Selbstbildnissen von Lenbach und Stieler, Corinth und Stevogt, Fritz Erler, Hermann Groeber, Samberger, Veit, Jutz, Klein und Pögelberger. Ferner Bildnisgruppen von Groeber und Lenbach, die Bildnisse von Koloff: Prof. Dieber, Thoma; Albert Lang, Samberger; Stuck, Deijereger; Grylls, und andere. Außer den Bildnissen sind auch Landschaften und figurliche vertreten, Arbeiten von Zeindorf, Goldschmidt, Steppes, Zuber-Dachau, Lothar Wedmann, Brachetti, Ernst Zimmermann und anderen mehr; dazu Bildwerke von Zehn, Blecker, Zahn, Knecht, Schwegerle. Auch die Graphik ist gut vertreten. Monumental und klassisch in seiner Haltung ist ein großer Kollage von Oberholz. Außerordentlich lebendig und schwer von Erleben sind Blätter der Kriegszeit von Elf-Eber, Tony, Reich, Kreuzer.

Auf den älteren Flügel der Galerie sei nur kurz hingewiesen. Da jede neue Ausstellung in der Städtischen Galerie Gelegenheit gibt, Lenbachs Werke wieder zu betrachten, so müssen wir auch über unsere Eindrücke von dieser Sammlung berichten. Blätter man die Anackfuß-Monographie über Lenbach durch, so ist man geneigt, diesen zu gering einzuschätzen. Denn viele Werke des Malerfürsten gibt es, die höchst mittelmäßig und manieriert sind. Daß es aber falsch ist, Künstler nach ihren schlechten Werken zu beurteilen, lehrt ein Gang durch die Räume des Lenbachhauses, die einen ungewöhnlich guten Durchschnitt zeigen. Besonders verdienen einige völlig unbekannt Landchaften hervorgehoben zu werden, die in der Kraft ihrer Farben fast an Marées oder Daumier erinnern. Mit welcher Meisterschaft Lenbach die alten Meister kopierte, ist bekannt. Kubens oder Tintoretto hätte getrost in die Zeiten gehen können, wenn Lenbach sie vertrat. Die Bismarck-Bildnisse zählen nach Dutzenden. Doch gebührt das im Lenbachhaus zu den guten Werken. Manche der besten Bilder verraten den Einfluß Hans von Marées, mit dem der Meister befreundet war. Wäre Lenbach auf diesem Wege weitergegangen, er hätte Genualgis erreicht. Aber dann wäre er wieder nicht der „Malerfürst“ geworden. Der äußere Erfolg ließ ihn nicht mehr los, und der Alltag forderte sein Recht.

## Uhren

Unflüchtig der Münchener Festtage zeigt der „Uhren-Zuber“ an der Residenzstraße 11 in seinem Schaufenster eine Sammlung alter Uhren, die wohl Erwähnung verdient. Diese Zusammenstellung erlesener Stücke aus Privatbesitz zeigt die Entwicklung der Uhr von der Gotik bis zur Neuzeit. Alle Stücke sind künstlerisch ausgewählt und zeigen die Uhr als Spiegel der Kultur ihrer Zeitalter. Da gibt es eiserne gotische Uhren, in deren offitem Käberwerk der ganze Geist der Gotik eingegangen scheint, und Wunderwerke des Barock und Rokoko aus Gold, Silber, Email und edlen Steinen; Nachtuhren, Satteluhren, Spielwerke und Uhren zu allen möglichen Zwecken. Einen Einblick in moderne Uhrenteknik gibt die Siemens'sche Zeit-

waage, mit der es sofort möglich ist, jede Abweichung einer Taschen- oder Armbanduhr für Tage gleich Sekunden genau festzustellen und zu berichtigen: eine Arbeit, zu der man früher eine Woche und mehr benötigte.

## Kammerpiele: Pygmalion

Der Film kann das Theater nicht ersetzen. Doch könnte es einem nach dem Jugo-Gründungs-Film vielleicht schwer fallen Pygmalion wieder auf der Bühne zu sehen. Und doch erlebt man mit Werner Kraus und Maria Bard den Pygmalion so völlig neu, daß man fürs Leben diese Aufführung nicht missen möchte. Das Theater ist doch etwas ganz anderes. Werner Kraus spielt seine Rolle nicht, er lebt sie, und wer weiß, wie tief seine tragischen Kollen ihn erschütterten, der ist überausst, ihn so in Lustspiel und Laune ausgehen zu sehen. Der verschrobene und von Haus aus verzogene Prof. Higgins, der mit Missionsarzteifer ein Mädchen aus der Gasse aufzieht um es richtig sprechen zu lehren und zur Dame zu machen, findet seine Meisterin in dem Blumenmädchen Eliza, das vom Menschlichen her den verdorbenen Professor packt und seine Erziehung übernimmt. Und in diesem Menschlichen liegt die Größe Maria Bard's. Man versteht, wie dieses Verstandene den Professor liebt, und wie er von dieser Liebe ergriffen wird, wie das Menschliche auf ihn überströmt und der endliche Triumph ihr gebort. Und wie schön erleben wir diese Erweckung des Menschen in dem ungehobelten, zerstreuten Gelehrten! Dieses seltene Zusammenpiel reinen Lebens geht auf den Zuschauer über, und selten ist es uns in München vorgekommen, daß das Publikum so mitgegangen wäre. Der Rahmen des Ganzen war dazu angetan, die Leistung in das beste Licht zu rücken. Die Regie Joseph Schells, die Bühnenbilder Sturm's, Karl Wery als Oberst Pickering, der verständnisvolle Freund des Professors, Julius Paris, als der alte Doolittle, Tilly Weckand als Mutter Higgins, Lena Sellner als Hausälterm, seien hier rühmlich genannt. Es war ein Zusammenpiel, wie nur die Kammerpiele, unter dem Eindruck der Persönlichkeit lief Werner Kraus, es zuplande bringen können. E. N.

**HEIMLOTH & Co** KDT. GES.  
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.  
FERNSPR. 52547  
**KLISCHEE**

**Klischées**  
für Hochdruck- und  
Klein-Druck-Verfahren  
Klischee-Anstalt  
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

## Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung  
eine besondere Note

**Graph. Kunstanstalt  
W. Schütz, München**

Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

## Daunendecken

Kunstwolle, Füllung  
reine Daunen.  
39.- RM. an.

**W. KAISER,**  
Münchener, Follnerstr. 25

Werbung  
bringt  
Arbeit

## Dichter -

warum so traurig?

Schickt uns **heitere**  
Musenkinder

Die Schriftleitung



Bauer

## Nichts Besseres zu tun

Gewagte Abendkleider bemerkt man heute seltener. Umsonsther fallen die wenigen auf, die man sieht. So fand sich, bei einem großen Theaterabend, die Frau eines bekannten Regisseurs im Blickfeld eines etwa zwanzigjährigen Jünglings, der sie unverwandt anstarrte. Geradewegs in den Ausschnitt ihres Kleides hinein. Der Opernakt dauerte endlos. Es war eine jener Vorstellungen, in denen man um 11 nach der Uhr sieht um festzustellen, daß es erst 9 ist. Endlich fiel der Vorhang. Der Regisseur, etwas unruhig, wandte sich an den Artentäter und fragte: „Sagen Sie, junger Mann, haben Sie nichts Besseres zu tun als meiner Frau auf das Decolleté zu schauen?“ „Nein“, antwortete lakonisch der Jüngling.

## Die Schande

Was fremde in München besonders angenehm berührt, ist, daß sie, abgesehen vom planlosen Straßenkreuzen, tun und lassen können was sie wollen. Niemand vermehrt ihnen etwas, im hellen Anzug ins Theater zu gehen, und Klatsch oder eine sogenannte Gesellschaft, auf die man Klatsch nehmen müßte, scheint es nicht zu geben. Daß dies offenbar nicht überall der Fall ist, verrät uns neulich eine streng-erzogene junge Dame, die einer kleineren Stadt Norddeutschlands entstammt. Durfte sie auf Bälle gehen? Nein, sie durfte es nicht. Der gestrenge Papa verbot es. Deshalb tar sie, was alle wohlerzogenen jungen Damen tun, deren Schönheit man zu Unrecht in Dunkel hält: sie ging heimlich. Es war harmlos genug. Denn sie ging

Aus

unserem

## Skizzenbuch

mit ihrer Mutti, wenn auch ohne Wissen des Vaters, auf das Blumenfest. Da unsere junge Freundin gut schneidert, hatte sie mit geringen Mitteln und großem Schick ein Kleid erbaut, das die gefamete Konkurrenz lahm legte. Es war ein reizendes fest. Ein Preisrichterkollegium trat zusammen, und ehe sie sich 's versah,



Kling

hatte man unsere Freundin, die bescheiden dem Aufmarsch der Bewerberinnen zuschaute, auf das Podium gezogen und zur Ballkönigin gekrönt. Blüchlichter flammten auf, Jubel erkundte, und ein Segen von Blumen ging auf die Armpfe herab, die sich auf einmal im Brennpunkt der Öffentlichkeit sah. Wenn nur der Vater nichts erfährt! Sie verschenkte ihre Blumen an die weniger glücklichen Mitbewerberinnen und Mutter und Tochter stahlen sich, so leise es eben geben wollte, nach Hause. Sie hatten Glück, der Vater merkte nichts. Am nächsten Morgen erhoben sie sich früh, um nicht verschlafen auszugehen, und der Vater ging ins Geschäft ohne etwas gemerkt zu haben. Nach einer Viertelstunde aber läutete der fernsprecher Sturm, und die unglückliche Tochter wurde dringend in das väterliche Geschäft gerufen. Als sie dort zitternd die Klinke niederdrückte, suchtelte der Vater ihr schon wild mit der

Zeitung entgegen, in der ihr Bild in Großformat prangte. Man hatte keine Klischeefolien geschaut. „Du Pflanze! Sieh dir das an! Unseren christlichen Namen in die Zeitung zu bringen! Die Leute werden mit fingern auf uns zeigen. Nirgendes kann man sich mehr sehen lassen!“ Über das Weitere breiten wir lieber den Mantel der Nächstenliebe. Es war zuviel der Schande. E. N.

## Münchner Zwischenpiel

Da wir kein Mann von Welt sind, bedienen wir uns statt der fremdworte mit Vorliebe der deutschen Sprache. Im Fischladen kaufen wir Limander statt Limandes und Kabeljau statt Cabliau, steigen am Marktplatz um statt am Markmonument, und lösen statt des Billetts einen Fahrchein. Wie gesagt, sind wir kein Mann von Welt. Daß fremdworte aber aus dem Wortschatz des wahrhaft Gebildeten nicht fort zu denken sind, erfahren wir neulich wieder vor einem Gemüseladen, in dessen Auslage einige Tierpflanzen zu sehen waren. Die Verkäuferin stand in der Tür, als eine Kundin die bläulichen Früchte betrachtete. Schließlich fragte sie: Ja, was ist denn das? Die Verkäuferin warf sich in ihre gewaltige Brust, und sagte etwas herablassend: Das san Au-berginien, Gnäfrau!

## Stuttgarter Zwischenpiel

Ein kostliches Erlebnis hatte einer unserer Mitarbeiter in der schwäbischen Hauptstadt Stuttgart. Im dortigen Schwimmbad beobachtete er einen Vater mit seinem Sohn und erlaucht folgende Unterhaltung: „Jaköbele, hästst de au scho dunkt?“ — „Ob i was hab, Bappele?“ — „Ob de au scho dunkt häbescht?“ — „Ob i was hab, Bappele!“ — „Ob de dein Kopf scho unters Wasser nabunkst häbescht?“ — „Ob i was hab, Bappele!“



Kling

— „Ob de dein jaudumme dreckete Kiebelkopf scho unters Wasser nabunkst häbescht, du Lausbub!“ — „Jo, jo, Bappele, fell ban i scho!“

## Die Jugend

Das Titelbild wurde freundlicherweise von der Fa. Gebr. Hartmann, Ammendorf b. Halle/Saale zur Verfügung gestellt.

# DIE LUSTIGE JUGEND

## Wahres Geschichten

Vorige Woche fand in M. eine Trauung statt, auf welcher die Kirche überfüllt war, da die Brautleute zu den ersten Familien gehörten. Nachdem der Geistliche seine Traureden gehalten hatte, wollte er die Ringe wechseln lassen. Erst nach einigem Suchen holte der angehende Ehemann seinen Trauring — aus der Westentasche.

## Münchener Dialog

„Dös san aber a scho solche Dazi! Drei Quartl kriagst statt oaner Maß! Des muas aufhödn. Zeit no werd i Ehrenmitglied vom Verein gegen betrügerisches Ein-schnefn.“ —

„Was sagst, Franz! Gestern hast gegen den Verein geschimpft und heit mocht Ehrenmitglied werdn!“

„Depp, damischer! Gestern war ich ja noch Schenkellner — und heit bin i Privatib!“



Die Bescheidene:

Wirt: „Dis is recht langweilig, dös Wetter, dös damische! Soll i zum Abend für Unterhaltung sorgen?“

Sie: „O nein, mein Mann genehmigt verschiedene Maß Bier und da sage ich jedesmal, wenn er trinkt: prost!“

## Komödie einer Komödie

Von Kolff & Gaebler

Der Dichter Wendelin saß in einem Kaffeehaus, ganz allein an einem Tischchen. Bei dem fünften Glas Wasser. Woran man unschwer erkennt, daß dies in Wien war.

Wer ihn so dasitzen sah, hätte ihn leicht für einen Dichter von großen und schmerzlichen Tragödien halten können.

Aber der Schein trügt.

Wendelin hatte vielmehr gestern ein Lustspiel fertig geschrieben: eine entzückende Komödie — sprudelnd wie Champagner und bekömmlich wie echter Kognak, mürmelte er, sehr zufrieden und seines dichterischen Wertes wohl bewußt, vor sich hin.

Ideenassoziationen sind zuweilen gefährlich. Was dies gelehrte Wort bedeutet, braucht man nicht zu wissen. Man wird es gleich erfahren. Denn Wendelin hatte eine solche. Sie entsprang den Worten Champagner und Kognak, beides französische Worte. In Frankreich aber gedeihen nicht nur Trauben. Dort schreibt man auch — dies der Sprung in die Welt der Ideen — die besten Lustspiele. Zumal nach der Ansicht gewisser Theaterdirektoren, wie Wendelin schon des öfteren hatte feststellen müssen.

Wendelin begab sich nach Hause, entfernte das Titelblatt seines Manuskriptes,

setzte sich an die Schreibmaschine und tippte einen neuen Titel.

Am andern Morgen ging er zu einem Verleger von Bühnenstücken. Unterm Arm trug er ein mächtig dickes Heft, das Lustspiel „Celestine“, aus dem französischen übertragen von Wendelin.

Der Verleger versprach, es zu prüfen, und gab es an seinen Kellner weiter. Der las es tatsächlich, eilte zum Verleger und rief atemlos: „Herr Direktor, das müssen Sie sofort erwerben, ein entzückendes Lustspiel, echt französisch, sprudelnd wie Champagner und bekömmlich wie echter, alter Kognak!“

Der Verleger las es. „Sie haben recht!“ sagte er zum Kellner, „eine entzückende Komödie! Ich erwerbe das Stück.“ Und ließ Wendelin kommen.

Wendelin erhielt sogar einen Vorstoß. Der Verleger begab sich sofort zu seinem Freund, dem Theaterdirektor.

„Ich habe hier ein französisches Lustspiel, ganz große Klasse, mein Lieber! Sprudelnd wie Champagner und bekömmlich wie echter, alter Kognak!“



Kling

## Der Bürokrat

„Aber ich bitte, wie können Sie den neuen Assistenten einen Revolutionär nennen, Herr Kati?“

„Nun, denken Sie sich doch, der Mensch hat eine dienliche Sache — mündlich erledigt!“

## Liebe Jugend

Der kleine Max, der soeben katasträßig zurechtgewiesen wurde, sagt heulend:

„Mama, gibts denn gar keine Art, wie sich ein Kind von seinen Eltern scheiden lassen kann?“

## Humor des Auslandes

### Rißverständnis

Junger Meßner (zu einer fremden alten Jungfer, die er in der Kirche umherführt):

„Darf ich Sie vielleicht zum Altar führen?“  
Sie (verschämt): „Ist das Ihr Ernst?“

Der Theaterdirektor meinte: „Schon

faul, wenn Sie es so loben“, und gab es seinem Dramaturgen zur Durchsicht. Der Dramaturg las es tatsächlich, eilte zu seinem Direktor und sagte atemlos: „Herr Direktor, das müssen Sie spielen, ein entzückendes Lustspiel, echt französisch, sprudelnd...“ und so weiter, der Leser weiß das jetzt schon.

Sofort wurden die Rollen verteilt, und es ging an die Arbeit. Aber der Regisseur wollte noch einiges ändern, und erbat sich von dem überjüngeren Wendelin den Originaltext.

Wendelin war in einer, wie man zu geben muß, peinlichen Lage.

„Lügen haben Väter Deine“, dachte er und sagte die Wahrheit.

Der Theaterdirektor sank erschmettert in seinen Sessel. Direktoren sinken immer in einen Sessel, wenn etwas Unangenehmes passiert. Schließlich sagte er sich und grollte mit düsterer Stimme: „Vorhang! Aus!“

Der Verleger und Wendelin protestierten. Das Stück sei doch anerkannt gut. Es werde auf jeden Fall ein großer Erfolg sein. „Eine Komödie“, rief der Verleger, „ich bitte Sie, sozusagen echt französisch, sprudelnd wie...“

Aber der Theaterdirektor winkte majestätisch ab: „Wenn ich französischen Champagner will, und Sie servieren mir auch den besten Schaumwein...“

Es gibt Vorurteile, die unüberwindlich sind.